

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924**

88 (12.4.1924) Wissenschaft und Bildung

# Wissenschaft und Bildung

## Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 12. April 1924

### Wilhelm Raabe

von Curt Amend

Schon seit Jahren spricht man im Vaterlande viel von der innerlichen Wiedergeburt, der sittlichen Wiedergeburt unseres Volkes. Man hat erkannt, daß der größte Teil der Gottheiten, zu denen man betete, falsche Götzen waren, Götzen des Materialismus und des Mammonismus, der Selbstsucht und der Selbstüberhebung, Götzen der Hoffade und des blendenden Scheins. Und diese Erkenntnis treibt die Besten unseres Volkes heute zu neuen Ufern.

Aber wer soll bei dieser Wanderschaft in lichtere Höhen Führer sein? Es ist immer der Fluch unseres Volkes gewesen, daß es nicht die Gabe besaß, ein bedeutendes Führertum zu entwickeln. Die wenigen Führer aber, die ihm das Geschick geschenkt hat, hat es meistens verraten. Minimus wurde schließlich von seinen eigenen Volksgenossen im Stich gelassen und das Verhalten des deutschen Volkes beim Sturze Bismarcks gehört zu dem Schmachvollsten, was sich je eine Nation geleistet hat.

Wer also soll Führer sein? Die Bernegroße des Tages haben bis jetzt kläglich versagt. Und wer überhaupt noch imstande ist, aus den Ereignissen Lehren zu ziehen und Erkenntnisse zu gewinnen, der wird schon allein aus dem Münchener Hochverratsprozeß schauernd gelernt haben, daß auch die Führer der deutschvölkischen Bewegung zu denen zu zählen sind, von denen es in der Bibel heißt: „Wiele sind berufen, aber nur wenige sind auserwählt!“ Und man muß jenen Teil der deutschen Jugend bedauern, der diesen künstlich aufzuzüchteten Heroen, deren Charakter im weichen Boden der Hygieie verankert ist, nachlaufen. Es ist nun einmal das Zeichen dieser Zeit, daß die Hygieie, die früher als eine den Frauen reservierte Krankheit galt, die geistige Lieblingskrankheit des Mannes geworden ist.

Wir wüßten nicht zu sagen, wo im Augenblick die großen Führer der Nation auf dem Wege der geistigen und sittlichen Erneuerung zu suchen wären. Aber das Eine wissen wir, daß die deutsche Vergangenheit solche Männer gehabt hat. Und wir wissen ferner, daß die deutsche Vergangenheit eine Reihe von Propheten, d. h. eine Reihe von Dichtern hervorgebracht hat, in deren Werken all das zu finden ist, was wir heute zur inneren Wiedergeburt brauchen. Können uns die Lebenden zunächst nicht helfen, so werden wir die großen Toten unserer Nation beschwören! Und unter ihnen steht in vorderster Linie Wilhelm Raabe, den Herders Konversationslexikon den „herorragendsten deutschen Erzähler der neuesten Zeit“ nennt.

Wilhelm Raabe besaß jene Tugenden, jene Vaterlandsliebe und jene Weltanschauung, die unser Volk einst auszeichneten, uns aber in den Strudel der Entwicklung der letzten Jahrzehnte größtenteils abhanden gekommen sind.

Wilhelm Raabe trägt die großen Ideale der rechten Liebe und der rechten Demut in seiner Brust, der Liebe zu den Kleinen und Schwachen und der demütigen Ehrfurcht vor den wirklich großen Menschen, d. h. vor jenen bedeutenden Naturen, die in sich Genialität und Selbstlosigkeit vereinigten. Wer das vielgeschmähte und doch in seiner Einzigartigkeit so bestirrende deutsche Gemüt kennen lernen will, der vertiefe sich in Raabes Romane und Novellen! Er wird sehr bald bezwungen

werden von jener „Wärme eines starken, liebevollen Gemütes“, die dem Dichter sogar von einem Literaturhistoriker zuerkannt wurde, der aus mangelndem Verständnis dieses oder jenes an ihm auszuweisen hatte.

Wundervoll ist Wilhelm Raabes Einstellung zum deutschen Vaterland. Seine Vaterlandsliebe ist echt und tief, aber sie ist nicht unfreudig. Ihn vom Standpunkt der heutigen Politik aus einen Reaktionsär zu nennen, wäre grober Unfug. Nur wenige deutsche Schriftsteller haben all das, was in unserem monarchischen Obrigkeitsstaat zum Spott herausforderte, so treffend, aber auch gleichzeitig so feinsinnig verspottet. Selten ist auf diesem Gebiet etwas Genialeres geschrieben worden, als der tragi-komische, historische Abriß, den Wilhelm Raabe von der Geschichte des deutschen Volkes in dem Roman „Abu Telfan“ gibt. Im übrigen entzieht sich eine Gestalt, wie die Wilhelm Raabes, ganz von selbst allen Versuchen parteipolitischer Festlegung. Seine Größe besteht eben darin, daß er allen Parteien und allen Schichten unseres Volkes innigste Herzenserlebnisse, wertvollste Anregungen und gehaltvollste Erkenntnisse zu vermitteln vermag.

Eine dieser Erkenntnisse — und damit kommen wir zu seiner Weltanschauung — ist die, daß nicht immer der Starke und der Prohige den höchsten und reinsten Gewinn des Lebens davonträgt, sondern der Stille, der Schwache und Demütige. Die Hauptsache bleibt der Charakter. Er triumphiert letzten Endes doch. So lebt und weht in seinen Werken ein wahrer, christlicher Geist und gleichzeitig jener herrliche Humor, der wie jeder wirkliche Humor, ein gelungenes Kompromiß zwischen Lebensfreude und Sceptizismus darstellt. Das Leben ist für Wilhelm Raabe der große Gegner. Wir überwinden ihn nicht im Außerlichen, wir überwinden ihn nur in uns selbst. Und dieses Überwinden heißt: Charakter bilden!

Raabes Menschen sind echte Volkstypen. Sie leben auch heute noch unter uns. Und sogar in Schichten, wo man sie zunächst nicht vermuten sollte. Man muß nur die Linde ein bisschen abfragen, und man sieht zu seinem Staunen, daß es dieselben Gefühle sind, die den sogenannten „modernen Menschen“, genau so bewegen, wie den Menschen Wilhelm Raabes.

Allerdings: die heutige Zeit würde Wilhelm Raabe, wenn er noch unter uns lebte, aus innerster Seele heraus ablehnen. Er sah eben tiefer und hätte mit seinem philosophischen Blick sehr rasch erkannt, daß das, was heute den meisten als Kern gilt, nichts anderes ist, als brüchige Schale. Es ist für Wilhelm Raabe bezeichnend, daß der Geist, von dem seiner Meinung nach die nationale Erhebung des vorigen Jahrhunderts ihren Ausgangspunkt nahm, der Geist jener unergelichen Schülerfeier des Jahres 1859 ist, und nicht, wie seine Zeitgenossen glaubten, der Tag von Versailles des Jahres 1871. Einheitspolitisch gesehen, haben seine Zeitgenossen Recht gehabt. Kulturpolitisch gesehen, hatte Wilhelm Raabe Recht.

Wilhelm Raabe gehört zu jenen großen Sprachmeistern, zu jenen einzigartigen Dichtern des Wortes, die erst dann ihre ganze Schönheit erschließen, wenn wirklich Verständnis und Liebe an ihre Türe pochen. Damit ist nicht gesagt, daß die Lektüre Wilhelm Raabes eine schwere Lek-

ture wäre. Aber wir haben es in seinen Werken eben mit einem echten Erzähler zu tun. Und ein solcher kennt im Umfang dessen, was er uns zu sagen hat, nichts Nebenfälliges, nichts Minderwertiges.

Die erhabene Welt des Kleinen tritt uns hier entgegen. Aber wir empfinden sehr rasch, daß dieses Kleine nur der Ausschnitt des großen Ganzen ist und von allen jenen Ideen und Impulsen bestimmt wird, die auch für das große Ganze maßgebend bleiben. Ein Unfug ist es, zu sagen, Wilhelm Raabe sei der Schilderer des deutschen Spießbürgertums. Gewiß auch dem kleinen Bürger wird liebevollste Sorgfalt geschenkt. Er gewinnt dabei eine Beleuchtung, die namentlich im Rahmen spezifisch deutschen Geschehens überaus bedeutungsvoll ist. Und wenn man dann näher zusieht, dann findet man, daß der ein wenig ironische und verächtliche Ausdruck Spießbürger auf diese Menschen überhaupt nicht anwendbar ist. Die wahrhaft beherrschenden Figuren seiner Werke aber sind bemerkenswerte Charaktere, die in ihrem ganzen Aufbau und in ihrem ganzen Wirken das Spießbürgerliche tief unter sich lassen.

Die Verbreitung der Werke Wilhelm Raabes litt bis vor einiger Zeit darunter, daß eine ganze Anzahl von Verlagsbuchhandlungen sich in den Ruhm der Herausgabe teilte. Manche der Firmen haben wohl diesen Ruhm nicht ganz begriffen und jedenfalls nicht genug getan, um für ihren Dichter zu werben. Dieser Mangel ist nunmehr behoben. Schon seit etwa einem Jahrzehnt läßt die Verlagsanstalt Hermann Klemm in Berlin-Grünwald eine Ausgabe der sämtlichen Werke Wilhelm Raabes in 18 Bänden, gegliedert zu drei Serien à 6 Bänden, erscheinen. Sie ist relativ sehr billig, gut gedruckt und sauber gebunden. Natürlich ist auch jeder Band einzeln zu haben. Wir empfehlen sie mit allem Nachdruck. Wer sie sich anschafft, erwirbt damit ein unvergängliches Gut deutschen Schrifttums, eine Rüstlichkeit, die immer wieder entzückt und erfreut, in frohen und in trüben Stunden, eine Lektüre, die den Abend des Ausruhens und die Tage der Ferien zu gesegneten macht.

### Chinesische Eltern u. Kinder

Wir entnehmen diese Leseprobe dem soeben erschienenen Buche „Die Welt des fernen Ostens“, Erlebnis eines Deutschen in den asiatischen Ländern des Stillen Ozeans von Dr. Moriz Pfeiffer. (Verlag Deutsche Buchvertriebsanstalt, Dresden, 8,50 M. in Halbleinen ohne Sortimentszuschlag.) Diese Erlebnis eines deutschen Kolonialoffiziers während eines 17jährigen Aufenthaltes in China bieten eine Fülle interessanter Episoden und Beobachtungen auf seinen Reisen innerhalb Schantung, Japans und Koreas, der Mongolei und auf den Philippinen und schildern das tragische Ende der deutschen Kolonie Kiautschou.

Die Frau aus dem Volke ist ihr ganzes Leben lang ein Arbeitstier. Heiratet sie nur einen Mann, so kann sich ihre Stellung erträglich und einigermaßen glücklich gestalten. Wehe ihr aber, wenn sie außerdem noch eine Schwiegermutter mit erwirbt. Es soll ja auch in andern Ländern böse Schwiegermütter geben, aber die chinesische scheint ganz besonders böser Natur zu sein. Wie

### Gérard de Nerval

von Will Scheller.

I.

Am 3. Januar 1830, einem Sonntag in Weimar, hatte über dem Nachtiß — Goethe, nach Eckermanns Erzählung die neueste Übersetzung seines „Faust“ von Gérard zur Hand genommen, worin er blätterte und mitunter zu lesen schien. Er verlautebte dabei sehr gründliche Meinungen über sein Verhältnis zur französischen Literatur, und es findet sich im weiteren Bericht über dieses Gespräch noch folgende Stelle: „Die erwähnte Übersetzung von Gérard, obgleich größtenteils in Prosa, lobte Goethe als sehr gelungen. Im Deutschen, sagte er, mag ich den Faust nicht mehr lesen; aber in dieser französischen Übersetzung wirkt alles wieder durchaus frisch, neu und geistreich.“ Im Jahre 1828 erstmalig als Druckwerk erschienen, war sie in der Tat die Schöpfung eines Geistes, der ungeachtet seiner Jugend — er vollendete das zwanzigste Lebensjahr erst nach der Faust-Übersetzung — ungewöhnliche Bedeutung erkennen ließ, eine Bedeutung, die auch Goethe offenbar empfunden hat. Später haben deutsche Philologen den Wert wenigstens der Faust-Übersetzung herabmindern zu sollen geglaubt; ihnen gegenüber hat Louis R. Desj mit dankenswerter Sorgfalt im 18. Band des Goethe-Jahrbuchs unter dem Titel „Goethe und Gérard de Nerval“ nachgewiesen, eine wie hervorragende Stellung das Übersetzungswerk des jungen französischen Romantikers nicht nur im Rahmen der deutsch-französischen Geistesbeziehungen, sondern auch in dem der literarischen Entwicklung seines Vater-

landes schlechthin einzunehmen berufen war. Mit ihr, so schreibt Desj, der dritten übrigens in der Reihenfolge der mehr als zwanzig französischen Faust-Ausgaben, betritt die französische Übersetzungsliteratur neue Bahnen. Statt das Original nach französischeren Mustern zuzufügen, zu verballhornen, sucht sie nun ohne Konzeption an die Tradition und den französischen Geschmack und ohne selbstfällige Motive allmählich Geist, Ton und Farbe wiederzugeben. Dadurch fördert sie indirekt die natürlichere Gestaltung der französischen Sprache und Poesie.“

Und „dadurch, daß Nerval seine meisten Übertragungen in den vielgelesenen Zeitungen und billigen Büchern veröffentlichte, dadurch, daß seine Faust-Übersetzung jedem zugänglich war, wurde er einer der ersten populären Vermittler deutscher Dichtkunst.“

Bei dem geistigen und seelischen Gegensatz, der zwischen dem deutschen und dem französischen Volk obwaltet, muß es wohl interessieren, wie der Franzose dazu gekommen ist, so tief in deutsches Wesen einzudringen, daß ein Goethe ihn loben konnte, und muß es ferner interessieren, wie der Franzose außerdem etwa in Deutschland zur Geltung gekommen ist.

In gewissem, ja vielfältigem Sinne ist Deutschland Gérard de Nervals Schicksal geworden. Am 22. Mai 1809 (bedeutungsvollerweise also im Geburtsjahre Edgar Allan Poes, der ihn auch stark beeinflusst haben soll) als Sohn eines unter Napoleon dienenden Militärarztes La Bruinies geboren, erlebte er seine erste Jugend in Ermenoville unter der Obhut eines Onkels. Er hat die-  
gleich ausgestatteten Valois-Jdylle „Sylvia“ ein dauerndes Denkmal gesetzt. Seine Eltern folgten dem kaiserlichen Eroberungszug ostwärts; ihre Briefe mit den Schilderungen von Fremde und Abenteuer mögen die Einbildungskraft des Knaben befruchtet und die ersten Keime der Wanderlust in sein Gemüt gesenkt haben, während der Umgang mit den Bauern ihn mit den geistigen Kräften uralter Sage und volkstümlichen Aberglaubens bekannt machte, die in der Folge auch ihrerseits die Denkweise Gérards beeinflusst haben. Die Mutter erlag in Schlessien einem hitzigen Fieber und wurde dort, in der deutschen Erde, begraben. Der Vater kehrte zurück und widmete sich mit der ganzen Leidenschaft eines gebildeten Geistes der Erziehung Gérards, dessen reiche Begabung früh zutage trat. Sprachkenntnisse waren es vor allem, insonderheit das Deutsche, aber auch, wie es heißt, orientalische Idiome, mit denen der Vater den Sohn vertraut machte, der dann mit kaum achtzehn Jahren, nachdem er schon als Schüler durch seine Lyrik Aufsehen erregt hatte, den „Faust“ ins Französische übertrug. Der Wert dieser durch Goethe sanktionierten Leistung wird auch durch den Umstand gekennzeichnet, daß die praktische Kenntnis der deutschen Sprache bei Gérard Labrunies, der sich in der Folge Gérard de Nerval nannte, doch keineswegs ausreichte, um ihn bei seinem ersten Besuch in Deutschland sicher gehen zu lassen. Bei seiner literarischen Tätigkeit in Wien, mehrere Jahre nach der Faust-Arbeit, bedurfte er noch der Hilfe eines Übersetzers, wozu nach festzustellen ist, daß ihn zu der Übersetzung des „Faust“ nicht so sehr die Sprachkenntnis, als die intensive Erfassung des Wesens der Dichtung befähigte.

wäre es sonst zu erklären, daß arme junge Frauen, die an ihrem Manne gegen die Qualereien der Schwiegermutter keine Stütze finden, so oft, am Leben verzweifelt, zum Gift, meist dem leicht erreichbaren Opium greifen?

So groß die Freude über die Geburt eines Sohnes ist, so wenig angenehm ist den Eltern die Ankunft eines Mädchens. Der Sohn nur kann und darf die so notwendigen Opfer am Grabe der Ahnen darbringen, nur er kann dem Vater die letzten Ehren erweisen. Die Tochter dagegen hat nichts, was ihr zum Vorteil angerechnet werden könnte. Sie wird deshalb zum Arbeitstier erzogen. Früh verläßt sie die Familie, um in das Haus des ihr bestimmten Mannes zu ziehen. Um die Zeit, wenn unjüngere Bauernmädels noch in die Schule gehen, wird die Chinesin schon Frau und Mutter.

Heiraten ist, in China noch mehr als anderswo, die natürliche Bestimmung des Weibes. Alte Jungfern gibt es nicht, höchstens als fahlgelorene Nonnen in buddhistischen Klöstern.

Das Mädchen unter die Haube zu bringen, ist auch nicht immer leicht. Der Mittelsmann, ohne den in China keinerlei Geschäft denkbar ist, regelt auch das Heiraten. Die beiden jungen Leute kennen sich nicht einmal, sie werden von den Eltern einfach zusammen getan, je nachdem es zweckdienlich und einträglich ist; denn in den meisten Fällen kauft der Mann seine Frau. Nicht anders kann man das Überfenden einer Geldsumme an die Eltern der Braut bezeichnen. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß es auch Fälle gibt, in denen die Braut eine Mitgift ins Haus des Mannes bringt.

In China, ja auch in dem englischen Hongkong, gibt es auch, so unglücklich es klingen mag, wirkliche weibliche Sklaven.

Der Handel mit Mädchen sowohl wie mit Frauen ist gang und gäbe. Die Preise sind verhältnismäßig niedrig und schwanken zwischen 25 und 200 mexikanischen Dollars.

Die chinesischen Eltern, vor allem die Mutter, haben ihre Kinder, gleichviel welches Geschlechts sie sind, mindestens ebenso lieb, wie dies in andern Ländern der Fall ist. Doch ein Überfluß an Kindern, brückende Armut, Sorge ums tägliche Brot und die untergeordnete Rolle, die das Mädchen und die Frau spielen, führen immer wieder dazu, neugeborene weibliche Wesen auszuwerfen oder ums Leben zu bringen. Mehrere Male hatte ich Gelegenheit, solche Verbrechen zu beobachten; denn die Macht des Vaters ist unbeschränkt, er ist sogar Herr über Leben und Tod der Kinder. Ich betone, daß ich nur das erzähle, was ich selbst gesehen habe. Ich weiß, daß es schon zu meiner Zeit Zweifler gab, die den häßlichen Brauch für eine Mär hielten. Hoffentlich gehört er heute der Vergangenheit an, aber in dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts war diese Unsitte jedenfalls noch alltäglich.

Ich war einige Wochen im Innern und ging gegen Abend mit einem andern Herrn spazieren. Da erblickte ich plötzlich auf einem Fußpfad, in der Nähe der Stadtmauer, den glatt abgesehenen Kopf eines einige Tage alten Kindes. Das niedliche Gesichtchen mit dem flaumigen Kraushaar darüber starrt offenen Auges in den Himmel, denn das Köpfchen ist mit der Schnittfläche auf die Straße aufgesetzt. Voller Abscheu sehe ich mich um, ob denn niemand von den Chinesen Notiz von dem Verbrechen nähme? Zehn Schritte von uns entfernt steht ein Haus, aber gleichgültig, als ob gar nichts geschehen wäre, schaut die mit dem eingeernteten Getreide beschickte Familie zu uns herüber. Ein Junge treibt den Esel zum Kauf an, der mit gerillter Steinwalze auf har-

ter Tenne das Getreide ausdrückt; ein Mann wirft mit einer Korbschwinge die Körner hoch und läßt den Wind die Spreu wegwehen, und eine Frau stakert auf kleinen Füßchen umher und trifft Vorbereitungen zum Abendessen. Kaltblütig sehen sie alle nach uns, die wir vor dem Kopfe stutzen. Ein Knabe zeigt sogar auf uns und — lacht, ohne sich im Spiele stören zu lassen.

Einmal fand ich die zerstückelte Leiche eines kleinen Kindes, ein andermal — ich war auf der Jagd — ging ein großer Hund vor mir hoch; im Gang schleppte er eine winzige Leiche mit sich.

Im August 1905 schreibe ich in mein Tagebuch: „In letzter Zeit sieht man auffallend viele ansgezeichnete Kinderleichen.“ Wie indessen chinesische Mütter unter dieser väterlichen Machtbefugnis leiden, beweist folgendes Erlebnis.

Auf einer Reise ritt ich einsig gegen Abend auf einem Landwege, in dessen Biegung eines der so häufigen, kleinen Tempelchen stand.

Da plötzlich höre ich ein qualvolles Aufschreien einer Frau, ein Klagen des Zammerns, daß ich unwillkürlich die Zügel fester ziehe und meinen Draußen anhalte. Im Schutze des Tempels mußte ein Verbrechen geschehen, das war mir sofort klar. Ich also spränge ab, nehme mein Pferd am Zügel und nähere mich vorsichtig der Stelle, aus deren Richtung das Weinen und Klagen immer noch zu mir dringt. Es war doch einfach meine Pflicht, hier helfend oder verhindernd einzugreifen.

Da springt in den Schatten der Mauer bei meinem unvermuteten Erscheinen ein Mann zurück, dessen letzte barsche Worte einer am Grabenrand vor einer Strohmatten knienden Frau galten, die einen Säugling in den Armen hielt. Sie drückte ihr totes Kindchen an die Brust, als wolle sie es noch vor dem Zugreifen des Mannes schützen. Ihr tränenüberströmtes Angesicht richtete die Chinesin einen Augenblick auf mich, um es dann auf den kleinen Leichnam zu pressen.

Ich war also bereits zu spät gekommen, um die abscheuliche Unsitte zu verhüten. Noch im Weiterreiten gellten mir die Schreie der armen, verzweifelten Mutter in den Ohren.

In einem andern Falle handelte es sich sogar um die Beseitigung eines Erwachsenen. Es ereignete sich nicht weit von uns, daß ein siebzehnjähriger Junge, der gar nicht gut tun wollte und bei dem alle Vorstellungen in Güte und in Härte fruchtlos waren, von der versammelten Familie lebendig begraben wurde.

Ein mir befreundeter katholischer Missionar erzählte mir übrigens, daß die Mission in den einzelnen Bezirken Vertrauenspersonen habe, Frauen, die beauftragt sind, die ausgesetzten lebenden Kinder zu sammeln und dem Waisenhaus dieser Mission zuzuführen.

Im allgemeinen wachsen die Landkinder in paradiesischer Ungenugung auf. Jungen und Mädchen laufen, jahraus jahrein bis in den Herbst hinein, splitterfasernackt fröhlich umher. Für die letzteren beginnt erst der Ernst des Lebens mit dem vierten Jahre, wenn die Hüfte zum ersten Male eingeschnürt werden.

Die Knaben gehen mit sechs Jahren in die Schule und lernen täglich, von acht Uhr morgens bis zum Sonnenuntergang, ihre krausen Zeichen und Sinnprüfungen. Dabei redet alles laut durcheinander; und eine chinesische Schule erkennt man schon von weitem an dem herüberhallenden Lärm. Nur über Mittag haben die kleinen Schüler eine Stunde Pause.

Die Mädchen sind zu Hause, helfen der Mutter, erlernen Handarbeiten, sitzen frühzeitig am Webstuhl und werden bei passender Gelegenheit verheiratet.

## Literarische Neuerscheinungen

Der Falle: *Blühzeit zeitgenössischer Romane*. 7. Band. Hans Stenzen, Die Geschichte meines Bruders. 9. Band. Hans Brand, Die Südschnee. Rationiert. (Stuttgarter, Deutsche Verlags-Anstalt). — Hans Stenzens Erzählung ist ein schönes Beispiel für die Erweckung des abendländischen Gemüts durch die russische Stimme aus der Wüste: Dostojewski. Die urevangelische Mahnung des „König, gekroener Christ!“ klingt uns selten so rein und bezwingend zu Herzen, wie in dieser gleichnißhaften „Geschichte meines Bruders“, eines jungen Abenteurers aus Not und Unbedacht. — Hans Brand, der erfolgreiche Dramatiker, hat seine „Hölle der Unmelt“ Friedrichs des Großen entnommen, einen Stoff voller Größe und Herrlichkeit, den er in mächtigster Schöpfung meistert. Wie da eine geniale Mannesnatur, des Festungsbaumeisters Wallrave, um Liebe zum Verräter wird an seinem König und seinem Weibe und dann in lebenslangem Hader Haß mit der unerschütterlich treuen Gattin zusammenlebt — wie auf der geträumten Südschnee —, das ist groß und erschütternd erzählt, ein meisterliches Stück deutscher Prosadichtung.

Ernst Klein: *Der gestohlene Professor*. (Verlag Dr. Cysler & Co. in Berlin SW 68). — Ernst Klein hat in dem vorliegenden Buche die Geschichte von der Entführung eines deutschen Gelehrten erzählt. Unten auf dem Balkan spielt sie, dessen Land und Leute Klein als ein Mann schildert, der selber ein halber Balkanier ist. Das Ganze ist unterhaltsam und spannend.

Mein Heimatland, 11. Jahrgang, Heft 1, 1924 (Mütter in Volkstunde, landl. Volkshilfspflege, Heimat- und Heimatforsch.) im Auftrag des Landesvereins Badische Heimat herausgegeben von Hermann Busse, Freiburg i. B. — Der neue Jahrgang beginnt mit einem fastlichen Heft, das wieder einen Umklapp und eine Fülle interessanter Beiträge aus unsern Heimatgauen bringt. Architekt C. A. Medel führt in „Seinen unerfreulichen Entwürfen“ in das Gebiet des Heimatgeschichtlichen und weist auf die drohenden Gefahren hin, denen die heimische Landschaft, Stadt und Dorfbild, ererbte Kunst- und Kulturgüter immer wieder stehen, teils aus Unverständnis, teils aus Notwendigkeit. Unsere Pflicht aber ist, Kindern und Enkeln das Erbe einer großen Vergangenheit möglichst unbeeinträchtigt durch den Zeitgeist zu erhalten. Auf poetische Weise lenkt H. Reuling in ihrem Gedicht in fränkischer Mundart „Kost unsern Wald fehn!“ ins Gebiet des Naturschutzes. — Der bekannte Kunstmaler Ernst Goltz, München, schmückt seinen sinnigen Beitrag über „Fachwerkhäuser in München, die ihr alt und lieb Gesicht durch das Verständnis ihrer Bewohner in unsere Tage gerettet haben. Die Hoffnung bezieht, daß manches verputzte Haus sein ehrlich Fachwerkgesicht wieder hervorkehren darf... Das langersehnte Werk des Heidelberger Universitätsprofessors Dr. Eugen Fehle über „Badische Volkstunde“ ist reich mit vorzüglichem Bildmaterial ausgestattet, in diesem Tage erschienen. Begeistert beirät Hermann Busse diese wertvolle Bereicherung unserer Heimatliteratur, ein Werk, das auf keinem Bücherbrett in der Stube eines echten Badenens fehlen sollte. — Der 2. Teil des Apothekers H. Zimmermann von „vollständigen Heilmitteln und Heilmitteln in Baden“ ist ebenso interessant und rettet demart manche Zaubersprüche, magisch Gebet, manch merkwürdigen Brauch und beleuchtet erneut und schärfend die Volkssprache nach dieser Seite. — Aus Gernsheimen der Weinberge am Kaiserstuhl hebt Pfarrer Wolfard viel altes Sprachgut, geschichtliche Erinnerungen und Volkssprüche. Er streift die bäuerliche Tracht, die am Kaiserstuhl leider ganz verschwunden ist, denkt des Volksaberglaubens, der Volksbräuche zu verschiedenen Jahreszeiten, umfist die üppige Pflanzenwelt und schöpft auch aus Einzelausdrücken wertvoll überlieferungs-, volksgeographisches und sprachgeschichtliches Gut. — Über die Entstehung von Familiennamen aus Ortsnamen plaudert Hans Trenkle und bietet gleichzeitig erläuternde Beispiele. Aus dem ganzen Land sind Gebräuche, Erlebnisse und Ausgestaltung der Badischen Heimat dokumentiert, Beweise zugleich von rühriger Tätigkeit landauf, landab. — Die Vortragsreden künden eine Reihe von Neuerscheinungen an und belanute Namen führen zu unserem gebedenen Schrifttum. — Das wertvolle und reich mit Abbildungen geschmückte Heft führt sicherlich dem Landesverein Badische Heimat neue Mitglieder zu, was im Interesse aller der idealen Bestrebungen wirklich wünschenswert ist.

## Aus den „Sentenzen und Maximen des Herzogs La Rochefoucauld“

Zu großer Eifer, einer Verpflichtung nachzukommen, ist eine Art Unabtarkeit.

Das Gute, das wir von jemand empfangen, erfordert, daß wir das Schlechte, das er uns antut, in Kauf nehmen.

Keiner verdient wegen seiner Güte gelobt zu werden, wenn er nicht die Kraft zum Bösen hat. Jede andre Güte ist meistens nur Trägheit oder Ohnmacht des Willens.

Die höchste Klugheit besteht darin, den Wert der Dinge genau zu kennen.

Im Klang der Stimme, in den Augen und im Gesichtsausdruck liegt nicht weniger Bredensamkeit als in der Wahl der Worte.

Die wahre Bredensamkeit besteht darin, alles Notwendige und nur das Notwendige zu sagen.

Demut ist oft nur eine geheuchelte Unterwürfigkeit, mit deren Hilfe man sich die andern unterwirft, ein Kunstgriff des Hochmuts, der sich erniedrigt, um sich zu erheben und, obgleich er tausend Gestalten annimmt, doch niemals besser verkleidet und geschickter zur Täuschung ist, als wenn er sich unter der Miene der Demut verbirgt.

Die Liebe zu sich selbst herrscht in keiner Leidenschaft so mächtig wie in der Liebe; stets ist man eher dazu bereit, die Ruhe der geliebten Person zu opfern, als die eigene einzubüßen.

In der Liebe gleicht der Reiz der Neuheit dem Schmelz, der über den Früchten liegt: er gibt ihr einen Glanz, der leicht verblasst und niemals wiederkehrt.

Wir gestehen unsre Fehler, um den Nachteil, in den sie uns vor den Augen der andern bringen, durch Aufrichtigkeit wieder auszugleichen.

Es gibt zwei Arten Beständigkeit in der Liebe: die eine kommt daher, daß man im geliebten Wesen immer neuen Anlaß zur Liebe findet, und die andre daher, daß man sich eine Ehre daraus macht, beständig zu sein.

Trennung läßt matte Leidenschaften verkümmern und stark wachsen, wie der Wind die Kerze verlöscht und das Feuer entzündet.

Man ist auf Unterhändler so selten gut zu sprechen, weil sie fast immer den Vorteil ihrer Freunde dem Erfolg der Verhandlung hintanziehen, der insofern ihr eigener Vorteil wird, als es ihnen Ehre bringt, ihr Unternehmen glücklich durchgeführt zu haben.

Wenn man genau die verschiedenen Wirkungen der Langweile prüft, so wird man finden, daß sie öfter als der Eigennutz zur Pflichtvergeßlichkeit verleitet.

Mancher Vorwurf ist ein Lob und manches Lob eine Schmähung.

Man weist ein Lob zurück in dem Wunsch, nochmals gelobt zu werden.

Der Rufm großer Menschen muß immer nach den Mitteln bemessen werden, deren sie sich bedienen, um ihn zu erwerben.

Es genügt nicht, große Eigenschaften zu haben: man muß den rechten Gebrauch von ihnen machen.

So glänzend eine Tat sei, man darf sie nicht groß nennen, wenn sie nicht die Wirkung einer großen Entschlossenheit ist.

Es ist leichter, für ein Amt befähigt zu scheinen, das man nicht hat, als für das, welches man innehat.

Die Hoffnung, so trügerisch sie ist, dient wenigstens dazu, uns auf angenehmem Weg an das Ende des Lebens zu führen.

Es läßt sich oft schwer entscheiden, ob eine Lare, aufrichtig-ehrliche Handlungsweise eine Wirkung der Rechtschaffenheit oder der Schlaueit ist.

Die Tugenden verlieren sich im Eigennutz, wie die Ströme im Meer.

Oft glauben Frauen zu lieben und lieben doch nicht. Das Ranteschmieden, die Erregung, welche die Liebelei im Geist hervorruft, der natürliche Gang zur Freude des Geliebten, die Reiz des Neinsagens machen sie glauben, daß sie Leidenschaft empfinden, wo sie nur gefälligheit sind.

Damit ist nun ein wichtiger Punkt im Schicksal Nerbals berührt. Seine geistige und seelische Erfassung war nicht „normal“, sondern der „anderen“ Seite dieses Lebens zugeneigt. Alles Geheimnisvolle, Dunkle, Rätselhaftes, zog ihn an, dessen Phantasie das Grundelement von allem Erleben war. Was ihn durch die Vermittlung des „Faust“ übermächtig nach Deutschland trieb, das waren die phantastischen Elemente, die er in jener Dichtung witterte, Magie und Mystik und jene tiefe, übermenschliche Art des Fühlens, welche, indem sie den Deutschen auszeichnet, dem Franzosen gemeinlich abgeht. Nerbals Bedürfnis nach Sättigung mit solchen, für ein zartbesaitetes Gemüt immerhin gefährlichen Ideen war die Ursache wiederholter Reisen nach Deutschland, von denen er in eigenartig gefaßter „in Paris mit Begeisterung aufgenommenen Schilderungen Bericht erstattete. Dort, in Frankreichs Metropolis, war er, der in der Faust-Übertragung die Reife seines Geistes gefunden hatte, der Vertraute Victor Hugos und das Haupt einer Tafelrunde, an welcher der Dichter Gautier, der Maler Corot, der Musiker Berlioz verkehrten. Bei allen seinen Freunden war er herzlich beliebt wegen seiner gefälligen Menschlichkeit und seines reichen Geistes, und sie ertrugen alle mit großer Geduld jenes unsiat Wesen, das ihn, je älter er wurde, je weniger irgendwo länger rasten ließ und ihn, aus unkontrollierbaren Ursachen, weitertrieb. Und nicht nur von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, sondern auch von Erdteil zu Erdteil. Der Orient mit seiner märchenhaften Farbigkeit und seinen mannigfaltigen Geheimnissen, veranlaßte ihn eines Tages, zu verschwinden und, in jener Welt unterzutauden, dem Abenteuer hingegeben, und was er erlebte, in annuitig stilisierten Reisebildern festzuhalten. Ruhm flog ihm voran und folgte seinem Weg. Die bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften waren glücklich, ihn Mitarbeiter nennen zu dürfen. So fehlte ihm nichts, nichts als Ruhe, Ruhe und Glück.